

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 198 (1925)

Artikel: Wie Lehmann ein Mensch sein wollte
Autor: Haller, Lilli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie Lehmann ein Mensch sein wollte.

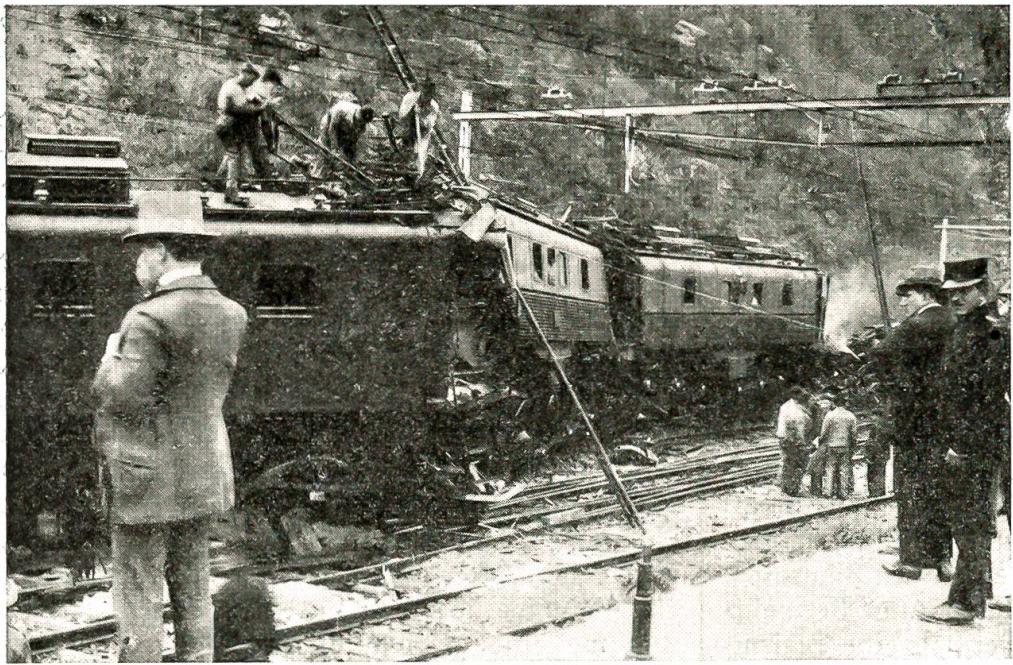
Von Willi Haller.

Man hatte den Lehmann nicht mehr zu Hause behalten können. Schwach im Geiste war er von jeher gewesen; aber seit einiger Zeit war er bösartig geworden und tobte, sobald etwas seinen enggezogenen Gedanken in die Quere kam. Da wurde er in einer Anstalt untergebracht, wo man ihm seine regelmäßige Tagesarbeit zuteilte. Da er Schreiner war von Beruf, kam er in die Schreinerwerkstatt; seine Aufgabe war: für die Toten der Anstalt zu sorgen, Bretter zuzuschneiden und Särge daraus zu zimmern.

Lehmann war eine sonderbare Erscheinung: klein, knochig, mit dröhnenden, überschweren Schritten, den Schritten eines Geistigarmen, von der Natur Vernachlässigten und Verwahrlosten. Über den Augen trug er stets eine Schirmmütze, im Mund die kurze Pfeife. Seine Rede war ein mühevolleres Stottern; er schloß die Augen, sobald er sich zum Sprechen anschickte, zwangte beinahe leidenschaftlich die undeutlichen Worte hervor, getrieben vom ernstesten Willen, verstanden und richtig verstanden zu werden. Wer mit ihm sprach, wußte, daß man ihm dabei nicht ins Gesicht blicken durste, damit ihm die kostbaren, von weit her gesuchten Worte nicht verlorengingen.

Seit Jahr und Tag war er da draußen in der Anstalt, hobelte an seinen Särgen und führte das arme Leben derer, die keine Ansprüche auf Freude, kein Recht auf Willen, kein Bedürfnis nach Freiheit haben dürfen, stumpf, dumpf die Wochen, Monate, Jahre, wie es dieser Art Versorgten von Rechts und Ordnung wegen zukommt. Doch ihm selber unbewußt und unbestimmt, trug Lehmann etwas mit sich herum: eine Art Heimweh nach einer ihm nicht vorgesriebenen, sondern selbstgewählten, freien Pflicht, irgendetwas, wo er sich fühlen konnte als ein Stückchen Mensch, wo er eine geringe Rolle für sich spielen durste, etwas von sich aus leisten, in der freien Mittagszeit und der Pause zwischen dem Abendessen und dem vorgeschriebenen Schlafengehen. Seit langem hielt er Umschau, machte sich überall heran, wo etwas Lebendiges war. So fütterte er die Tauben, die unter dem

Scheunendach hausten, strich um das Bienenhaus, das dem Schreinermeister gehörte und am Raine stand, kannte alle Räben und Hunde der Umgebung und wußte genau, wie man die Dohle hätte behandeln sollen, die der Anstaltsarzt im Käfig hielt. Aber eine eigentliche Aufgabe fand er nirgends für sich, die Rollen waren stets längst andern übertragen, niemand brauchte ihn und seine Fürsorge. So stand er denn herum in der Mittagspause, guckte über alle Zäune und durch alle Gitter, wußte nicht, was ihm fehlte, und empfand doch irgendwo in seinem Wesen einen großen Mangel und eine böse Lücke. Da starb eines Tages der alte Verwalter, und ein neuer war ins Haus mit dem großen Garten eingezogen. Ganz hinten im Verwaltergarten, dort, wo die schweren Zweige des alten Apfelbaumes über den Lattenzaun niederhingen und wo eine gewöhnlich verriegelte Tür nach der großen, grünen Wiese hinausführte, da befand sich ein Hühnerhaus mit einem Drahtgeflecht als Schutz davor. Der verstorbene Verwalter hatte hier auch eine ganz ansehnliche Hühnerfamilie beisammen gehabt, zu der natürlich Lehmann kein Zutritt gestattet worden war. Der neue Verwalter aber, Herr Luž, der steckte unerwartet ein schönes, fettes, einsames Kaninchen hinter das Drahtgeflecht, das herumsaß, herumfraß, mit schnellen, weißen Füßchen und Pfötchen von der Tür zur kleinen Holztreppe sprang, die schmalen Ohren bald auf den weichen Pelzrücken legte, bald hoch in die Höhe hob, neugierig die Gartenwelt vor dem Drahtgeflecht betrachtete, dann sich wunschlos und satt in das eigens für seine Verhältnisse errichtete Holzschöpfchen zurückzog, so daß am Guckloch oben nur noch eine bewegliche, schnuppernde Kaninchennase zu sehen war. Das Tierchen war Herrn Luž geschenkt worden und sollte, wenn die Zeit gekommen war, ganz einfach aufgegessen werden. Lehmann hatte das weiße Pelzwesen eines Tages entdeckt, als er wie absichtslos und zufällig in den Verwaltergarten gekommen war unter dem Vorwand, an der Tür, die nach der Wiese hinausführte, etwas auszubessern. Es war ihm ganz gleichgültig, zu welchem Zweck und zu welcher Bestimmung das Kaninchen in Gefangenschaft saß. Er fragte nicht danach.



Eisenbahnkatastrophe in Bellinzona.

Beim Anblick des einsamen, hübschen Ge-
schöpfchens wußte er auf einmal mit Bestimmtheit:
da lag das schmale Gebiet, wo er einmal Für-
sorge bieten, Verantwortung übernehmen könnte,
Schutz geben, Vorsehung spielen, wo er lieb-
haben und schenken durfte, alles Dinge, die in
den Tiefen seiner vernachlässigten Seele lagen
und woran kein Mensch auf der Welt appellierte.
Keine Minute kam es ihm in den Sinn, Herrn
Luž zu fragen, ob er das Kaninchen pflegen und
füttern dürfe; er betrachtete es von der Stunde der
Entdeckung an einfach als sein ihm anvertrautes
Gut, als seine längst gesuchte Aufgabe, als etwas
Gegebenes und ganz Selbstverständliches. Dröh-
nenden Schrittes, denn er konnte nicht leise
gehen, verließ er den Garten, um bald darauf
mit einem Besen und einem Korb zurückzukehren.
Die Schlüssel zur Kaninchenwohnung wußte er
unter dem äußersten Ziegel des niederen Daches
leicht zu finden, und so nahm er denn von dieser
Minute an das weiße Tierchen in seinen aus-
schließlichen Besitz. Sehr umständlich und ge-
wissenhaft kehrte er den Stall samt dem Vorhof,
änderte das Stroh oben am Treppchen, holte
auf der Wiese nebenan den Korb voll Gras und
Löwenzahnblätter und füllte das Geschirr mit
frischem Wasser. Das tat er in der Mittag-

pause. Am Abend aber
desselben Tages erschien er nochmals und brachte
die merkwürdigsten und unnnützesten Gerätschaften
mit: eine lange, alte
Peitsche, die er weiß Gott
woher hatte, eine riesige,
halbverrostete Schaum-
felle, drei andere, höl-
zerne Kellen, eine große,
leere Sardinenbüchse und
eine regelrechte Rute.
Diese Dinge hängte er
alle an Schnüren der Reihe
nach auf, den Wänden ent-
lang. Wie das geschehen,
sing er an mit dem Tier-
chen zu sprechen, schimpfte
und schalt mit ihm, daß
es zu wenig gefressen,

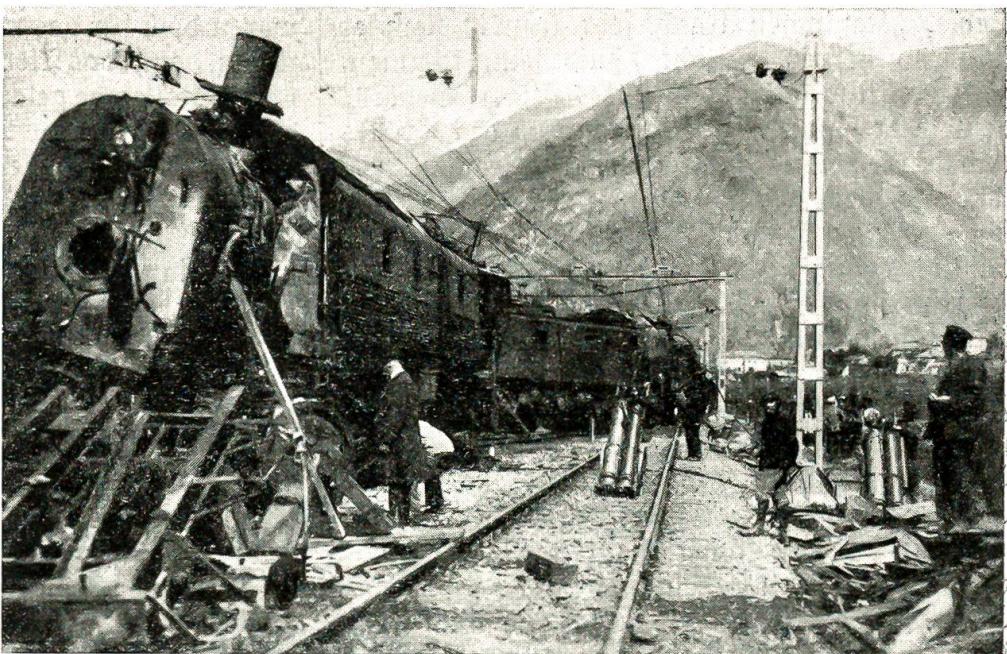
das Gras herumgezerrt, den Wasserbehälter vom
Plätzchen verschoben, und drohte ihm schließlich
allen Ernstes mit der Rute, wenn das noch ein-
mal vorkomme, denn Ordnung müsse es bei
ihm unter allen Umständen lernen. Diese Rede
brachte er hervor, stotternd, undeutlich, eine
Reihe unartikulierter, aber dem Klange nach sehr
wohlwollender Laute.

Am andern Morgen fand Herr Luž einen
Zettel an der Haustür; es war ein Fezen graues
Packpapier, darauf war mit geraden, guten
Buchstaben und orthographisch fehlerlos ge-
schrieben: „Ich werde das Kaninchen füttern.
Mir überlassen. Werde gut sorgen. Wenn ich
der Herr Verwalter wäre, alles anders ein-
richten im Stall. Lehmann.“

Im Verwalterhaus herrschte recht großes
Erstaunen über die Botschaft. Herr Luž traute
der Sache nur halb. Seine Frau aber, die herzens-
warne mit den gütigen Augen und allezeit
regen Händen, die fand, man solle dem armen
Tropf das Kaninchen ruhig überlassen — bis der
Moment des Sterbens für das Tierchen ge-
kommen sei. Und so blieb es denn. Die Frage
war nur die, was denn alles im Stall anders
eingerichtet werden sollte für das allem Anschein
nach plötzlich sehr kostbar und anspruchsvoll

gewordene Wesen. Herr Luž fand bei all seinen neuen Pflichten wahrlich keine Zeit, darüber nachzudenken. Um so mehr aber dachte, wünschte, forderte, hießte im stillen Lehmann. Es lag beinahe eine Art Leidenschaftlichkeit in der Art, mit der er seine von ihm selbst gestellte Aufgabe erfaßte; man sah, da war für ihn eine Lebenspflicht, eine Bestimmung und innere Notwendigkeit, die ihm von der eigenen Natur diktiert und vorgeschrieben waren. Jeden Morgen in aller Frühe, bevor er zu seinen Särgen ging, jeden Mittag und Abend dröhnten seine schweren Schritte durch den Garten. Nach und nach trug er ein ganzes Arsenal unnützer Gegenstände im Kaninchenstall zusammen. Es kamen zu dem bereits Vorhandenen noch sechs alte Emailschüsseln, ein Ofenkratzer, eine Mistgabel, eine Stechschaufel und ein Rechen — alles Dinge, von denen kein Mensch wußte, wozu das weiße Geschöpfchen sie brauchte und wozu sie taugen sollten; sie wurden, wie die früheren Sachen auch, an Schnürchen der Wand nach aufgehängt und schmückten das Heim des Zöglings. Der Stall bekam in kurzer Zeit ein sehr komfortables Aussehen, ganz dem haushälterischen Sinn des Pflegevaters entsprechend. Auch schlepppte Lehmann aus der Anstaltsküche ganze Unmassen von Resten und Abfällen herbei, so daß das Kaninchen trotz dem bekannten Appetit seiner Rasse in kurzer Zeit plazien oder zum mindesten vorläufig erkranken mußte.

Eines Tages erkrankte es denn auch. Es saß in der Ecke, sein Atem ging rasch, und mit ganz trüben, traurigen Augen sah es über ganz trübe, traurige Erdendinge nach. Lehmann gewahrte die Symptome des Krankheitszustandes sofort, und er wurde sehr unruhig. Was würde der Verwalter sagen, wenn das Kaninchen



Eisenbahnkatastrophe in Bellinzona.

Phot. Baugg, Lugano.

sterben sollte? Es fühlte sich im Fehler trotz der großen Wohlmeinenheit und Fürsorge. Angst überkam ihn, große Angst. Unruhig lief er hin und her, fuchtelte mit den Armen, sprach laut vor sich hin, wußte nicht, sollte er Herrn Luž in den Weg laufen oder ihm ausweichen, nahm alle Augenblicke die Pfeife aus dem Mund und schob sie wieder hinein. Schließlich erschien er vor dem Küchenfenster des Verwalterhauses und streckte den Kopf mit der Schirmmütze bis hinauf zum Fenstersims. Da stand gerade die Verwalterin am Tisch und legte sorgfältig Kirsche um Kirsche auf einen großen, runden Kuchen. „Was ist, Lehmann?“ fragte sie.

Er schob die Mütze zurück, wie um die angstvolle Stirne freizubekommen, schloß seiner Gewohnheit gemäß die Augen und wollte reden. Frau Luž sah über ihn hinweg zur Buchshecke hinüber. Über der Aufgeregte brachte kein Wort hervor; er suchte, suchte danach, streckte den Arm aus, öffnete die Augen und schloß sie wieder, fand aber den Anfangsbuchstaben des kranken Tierhens doch nicht, das leidige „R“.

„Was ist?“ fragte nochmals aufmunternd Frau Luž und blickte wieder hinüber zur Buchshecke. Da endlich löste sich etwas in Lehmanns

Kehle. „Kaninchen frank, sehr frank!“ stieß er stotternd hervor. „Nicht schuld sein, kommen, helfen!“ Und angstvoll, mit heftiger Gebärde deutete er hinunter in der Richtung des Stalles und strebte bereits hinweg, erwartend, man werde ihm auf dem Fuße folgen. Die Verwalterin schob aber zuerst ihren Kirschkuchen in den Ofen, dann erst ging sie in den Garten.

Nun standen sie beide vor dem franken Ding im weißen Pelz, das immer noch in der Ecke saß, schnell atmete und kleine Auglein machte. Frau Luž bückte sich, erblickte all die Tellerchen und Schüsseln voll Kartoffeln, Rüben, Salat, Apfelschalen, Kraut, Brocken in Milch und erklärte bestimmt: „Überfüttert, Lehmann, überfüttert!“

Hilflos und angstvoll schaute er sie an. „Was wird mein Mann dazu sagen?“ fuhr sie fort und blickte dem übereifrigen Pflegevater ziemlich streng ins Gesicht. Er wurde immer unruhiger. „Nicht sagen Verwalter,“ stotterte er, „gesund werden!“ und machte sich eifrig im Stall etwas zu schaffen. Aber das Kaninchen wollte nicht mehr gesunden.

Am Abend sah man den Lehmann atemlos hin- und herrennen, von der Werkstatt zum Stall und vom Stall zur Werkstatt, so daß unter dem Dröhnen seiner Schritte die Blumen in den Beeten, das Pfauenhäubchen am Weg, das Wasser im Springbrunnen und alle die Rhabarberstauden ringsum erzitterten.

Am andern Morgen fand sich wieder ein grauer Packpapierzettel an der Türe des Verwalterhauses mit den Worten: „Geehrte Familie Luž. Kaninchen zu meinem Schreck tot gefunden. Express habe es nicht gemacht, habe das Tierchen nicht zum Tod umbringen wollen, von dem keine Rede. Leid sei es mir genug. Achtungsvolle Grüße Lehmann.“

„Da hätten wir die Bescherung“, meinte Herr Luž und runzelte ganz wenig die Stirn; „nun werden eben keine Kaninchen mehr gehalten!“

Aber er hatte mit dem trostlosen Dasein und dem liebeleeren Herzen Lehmanns nicht gerechnet. Wo sollte dem armen Burschen von nun an das bisschen Freude herkommen? Wie würde er jetzt wieder die Mittags- und Abendpause ausfüllen? Wozu hatte er den Stall so schön hergerichtet und ausstaffiert und wozu hatte er heimlich kleine Bretter auf die Seite gelegt? Die

waren doch für das neue Treppchen bestimmt gewesen, damit das Tierlein bequem und leicht in die obere Stalletage gelangen konnte. Was nützte nun das alles? All seine Mühe und Sorgfalt, wozu?

Ein paar Tage vergingen. Da hörte man den Lehmann wieder seiner alten Gewohnheit gemäß von der Werkstatt her dröhnen und nach dem Stall hinunterrennen wie ein Vielbeschäftigter mit weittragenden Pflichten. Was hatte er wohl in dem leeren Häuslein noch zu tun?

Als gegen Abend Frau Luž in den Garten wanderte, um ein paar Spargelkräuter zu einem Rosenstrauß zu holen, da gelangte sie unter den großen Apfelbaum und vor den Kaninchenhof. Und was erblickte sie da? Nicht nur eins, aber zwei fette, weiße Kaninrentiere saßen da, selbstgefällig und rund, schon ganz eingehaust, zerrten an einem langen Löwenzahnblatt, streckten alle vier Ohren in steifer Behaglichkeit in die Lust und schienen seelenvergnügt.

Woher kam das Pärchen? Ein neuer Packpapierzettel an der Haustüre lärtzte auf. Es hieß: „Habe Familie Verwalter Luž zwei Kaninchen gekauft. Dies Mal besser Sorge tragen. Kein Wasser geben werde und keinen Salat. Kaninchenwärter Lehmann.“

So. Da hatte er sich also selbst angeschafft, was ihm fehlte, und sich auch gleich den Titel beigelegt, den er gern tragen wollte. Was war aber dieser neuen Tatsache gegenüber zu tun? Nichts. Lehmann hatte den Stall einfach usurpiert, und es blieb nichts anderes übrig, als ihn ihm zu überlassen und zuzusehen, was weiter folgen würde.

Er hatte denn auch furchtbar viel zu schaffen und rannte in seiner freien Zeit unablässig hin und her, zimmerte stets etwas im Stall, sprach mit seinen Schüllingen, schimpfte sie und schalt, so daß die unartikulierten Laute seiner Zwiesprache mit ihnen durch den Garten drangen. Dabei aber war er in steter Angst um seine Lieblinge, in Sorge und Aufregung, weil er nicht wußte, ob seine Pflege diesmal zu keinem fatalen Endresultat führen werde.

Als aber die Tage glücklich vorbeigingen und das weiße Pärlein prachtvoll gedeih, da erhob sich das Selbstbewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl Lehmanns zu unerhörter Höhe, nahm merkwürdige Formen an und stellte die

sonderbarsten Bedingungen und Forderungen an die Leute im Verwalterhaus. In einem Haustürschreiben, das mit „Mahnung an die Familie Luž“ betitelt war, hieß es, es wäre an der Zeit, eine Mausefalle anzuschaffen, denn im Stalle seien Mäuse, und die könnten den Kaninchen das Futter wegfressen. Selbstverständlich blieb auf die Mahnung alles stumm. Da wurde aber angezeigt, man solle dem Schreinermeister Auftrag erteilen, einen neuen Schieber zu machen unten an der Ställchentür, denn der alte sei lose und könnte — so hieß es — eines Tages einem der Tiere auf das Köpflein fallen und es erdrücken. Es erfolgte auch darauf keine Antwort. Dann wurde als Drittes ein großer Schurz verlangt von der Verwalterin, denn das Reinigen des Stalles schade den Kleidern. Und siehe da, Frau Luž reagierte, schneiderte einen großen, dunkelblauen Schurz, und eine Zeitlang schien die Harmonie mit dem übereifrigen Kaninchenwärter wieder hergestellt. Da erfolgte aber in ziemlich forderndem Ton die neue Weisung an Herrn Luž selbst: Man solle den alten Ziegelboden im Stall aufreißen und einen Zement- oder Plattenboden einsetzen lassen, denn für die Sauberhaltung und Gesundheit der Tiere wäre dies das Zuträglichste.

Das war denn des Guten doch zu viel. Tag und Nacht konnte man sich schließlich nicht um das weiße Pärlein kümmern und um sein leiblich Wohl und Weh besorgt sein. Es könnte ja dem Pflegevater vielleicht am Ende aller Enden einfallen, man sollte den Stall mitsamt den Insassen eines Tages vergolden — wer weiß! Herr Luž nahm sich vor, da ein bisschen Ordnung zu schaffen.

„Lehmann,“ sagte er streng, als er den Vielbeschäftigt im Garten traf, „jetzt wird aufgehört mit den ewigen Unliegen. Die Sache mit den Kaninchen ist mir übrigens gar nicht recht. Ich habe nie im Sinn gehabt, mir eine Kaninchenzucht anzulegen. Was ich mir halten werde, das ist ein Hund, und den pflege ich dann selbst!“

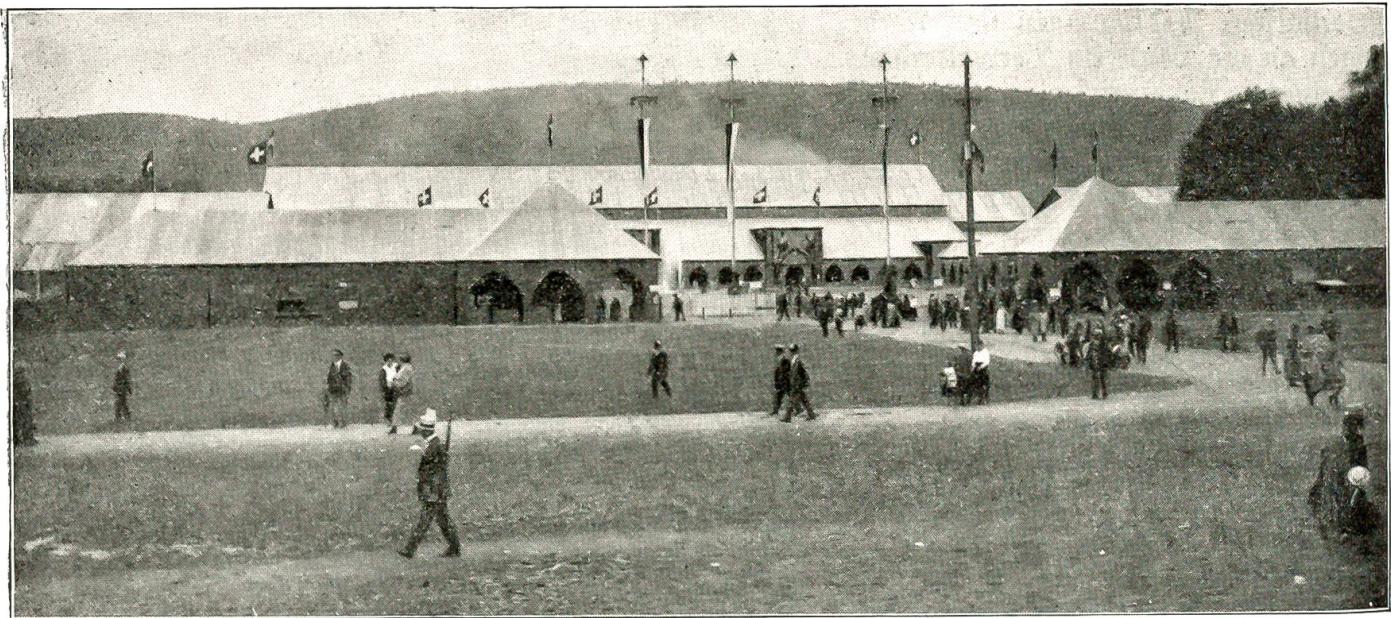


Klausenrennen.

(Mit dem Hund war es ihm übrigens sehr ernst, sein Wunsch ging längst nach einem flotten, rauhaarigen Terrier.)

Lehmann trollte davon, ängstlich und unruhig. Wie kam es denn, daß ein Mann wie der Verwalter so gar nicht begriff, was Kaninchen frommte und zuträglich war? Alles, was er forderte, war doch natürlich und wohlgemeint. Würde man ihm wirklich die Freude wegnehmen? Einen Hund wollte man sich anschaffen und selbst pflegen? Ja, und dann? Und dann?

Aber die Zeit verging, die Drohung schien vergessen, und alles blieb ruhig. Der Sommer



Eidg. Schützenfest in Aarau. Der Festplatz.

war da in voller Reife. An den Spalieren zeigten sich im Blättergehege der Birnen harten grüne Bäcken, der Haselstrauch bereitete sich auf Herbstüberraschungen vor, an den Stangen kletterten der Verwalterin Bohnen empor, und vor den Fenstern blühten die Geranien ganz dunkel-dunkelrot. Der alte Apfelbaum hinten im Garten, dessen Zweige über den Lattenzaun hingen bis zum Kaninchenstall, der hatte natürlich die Blüten längst abgeworfen und sonnte seine schon recht großen, dicht beieinander-sitzenden Apfelfamilien.

Dieser Apfelbaum war es, der die Schuld trug an einem neuen Auftritt mit Lehmann, mitten in der Zeit des Friedens. Eines Morgens nämlich fand sich an der Haustüre wieder ein grauer Zettel, der lautete: „Geehrte Familie Luž. Es wurden Ihnen drei vierbeinige Kaninchenkinderchen, aus Freude vor Gott und mir, lustige Kinderchen, heute morgen geboren. In einer hölzernen Gefangenschaft. Gott habe sie erschaffen. Kommen Sie sehen, Freude haben. Lehmann.“

Die Botschaft war im Verwalterhaus allen Vorausseckungen nach erwartet worden; daß sie eine ungeheure Freude hervorgerufen hätte, läßt sich nicht behaupten. Frau Luž begab sich auf die Einladung in den Garten und kam gerade recht, um zu sehen, wie liebvoll der tappige

Lehmann die Kleinen streichelte und zurechtlegte im warmen Nest. Eins ums andere nahm er überglücklich heraus, zeigte es stotternd und gestikulierend vor und fuhr einem jeden zärtlich über die festverschlossenen Auglein.

Groß waren jetzt seine Pflichten und noch größer seine Glückseligkeit, um so mehr, da niemand unzufrieden schien. Vom frühen Morgen bis zum Abend, wo er an seinen Särgen hobelte, dachte er an nichts anderes als an seine Familie im Stall unter dem Apfelbaum. Er gab jedem Jungen einen Namen und wußte die äußern Eigentümlichkeiten eines jeden ganz genau anzugeben. Was der Verwalter gedroht — selbstverständlich —, war vergessen, und Zettel um Zettel flog wieder an die Haustüre. Da die Sonne in diesen Tagen heiß brannte, verlangte der Unermüdliche, es solle ein dunkler Vorhang am Drahtgeflecht angebracht werden, damit das Licht nicht zu grell in die Augen der Jungen falle, denn das tue ihnen weh. Und Frau Luž fabrizierte rücksichtsvoll den gewünschten Vorhang, der dann je nach Bedarf, Witterung und Lichteffekt vom Kaninchenvater energisch hin- und hergeschoben wurde. Doch auf die sonnigen Tage folgten solche, wo nur ab und zu ein Strahl vom Himmel zum Stall hinabhuschte und wo die jungen Tiere sich eben genau so anzupassen hatten an die

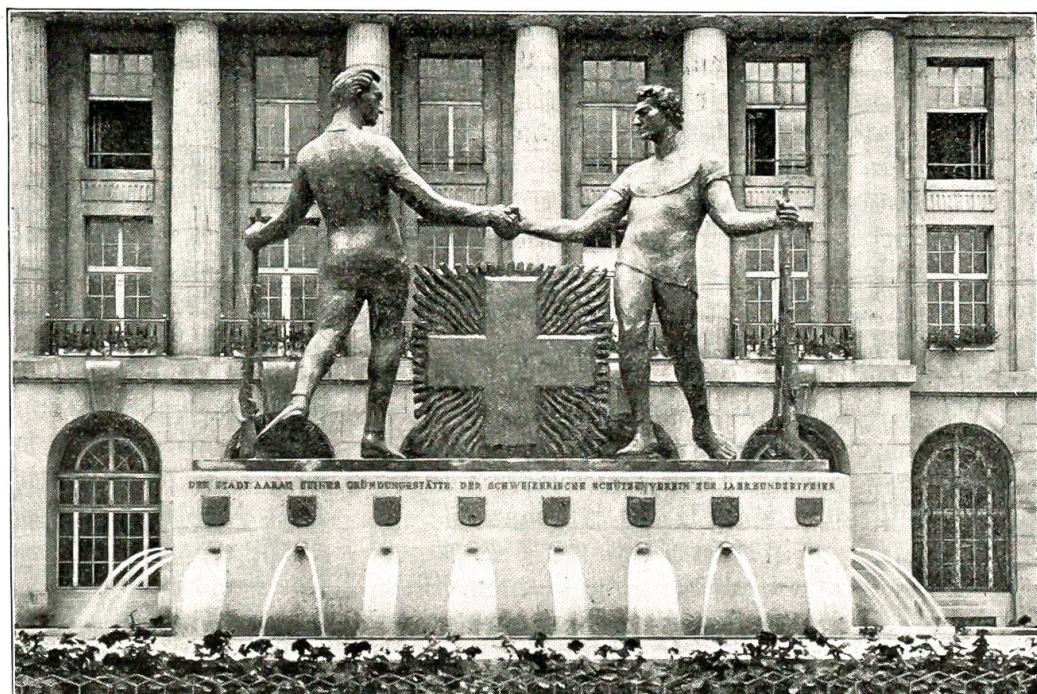
Erdverhältnisse wie andere Geschöpfe auch. Lehmann aber schien dies unmöglich. Für ihn waren seine Pfleglinge Prinzen und Prinzessinnen, unter Ausnahmebedingungen geboren, zu einem Ausnahmeschicksal bestimmt,

der Inbegriff alles Schönen, Zarten, Schutzbedürftigen, deren Erhaltung und Wohlergehen ihm furchtbar am Herzen lag. Darum stellte er auf dem grauen Packpapier eine himmelstürmende, aber vorläufig auch letzte Forderung auf, und die lautete: Man müsse absolut den alten, fruchtbefüllten Apfel-

baum sofort umhauen, damit die jungen Kaninchen mehr Sonne hätten!

Das ging denn doch übers Bohnenlied. Wenn auch im Verwalterhaus über die Zumutung herzlich gelacht wurde, so fand Herr Luž es für angebracht, dem Überzärtlichen wieder eine gehörige Mahnung zu erteilen, viel eindringlicher und kategorischer als die erste. Er sagte ihm denn auch mit sehr gerunzelter Stirn, er solle ihn künftig mit der Haustürliteratur verschonen, sonst könne er sich drauf verlassen, daß die Kaninchen sofort aufgegessen und verschenkt würden und der Stall geräumt. Den Hund habe er sich bereits in der Stadt angesehen, der werde bald erscheinen, und der werde den Apfelbaum dann schon ertragen.

Lehmann ging nach dieser Erklärung einher wie ein Verstörter, Verlorener. Er sah, daß man dieses Mal sehr Ernstes plante. Das war ein harter Schlag, jetzt gerade, wo er eine ganze Familie beisammen hatte. Was tun? Wie das Unheil abwenden? Hilfe suchen bei ihr, der Frau des Ungnädigen, das riet ihm endlich ein sicherer Instinkt. Und als er sie um die Mittagsstunde in der Küche wußte, schlich er, so gut er schleichen konnte, zum Küchenfenster, stellte ein Fuchsien-



Eidg. Schützenfest in Aarau. Der Schützenbrunnen.

Stöcklein auf den Fenstersims, legte einen Zettel daneben und trollte davon. Erstaunt besah Frau Luž das Stöcklein, nahm das Papier auf und las: „Kaninchen nicht wegnehmen. Ich sie lieb haben. Auch ein Mensch sein wollen. Lehmann.“

Als die Verwalterin gelesen, blickte sie nachdenklich in den Garten hinaus. Ganz unvermerkt und leise stiegen Begreifen und Verständnis in ihrem Herzen empor für den armen, gottverlassenen Teufel, der da in seiner Art und mit seinen geringen Mitteln den Kampf um sein Menschentum aufnahm und durchfechtet wollte. Da war nichts mehr zum Lachen, sondern hier sprach tiefer Ernst; da bat und bettelte eine vernachlässigte Seele um eine ihr versagte und vornehmlich entzogene Gabe; da rang ein schwacher Geist um das bißchen Würde und Selbstgefühl, das die Natur ihm in geringem Maße zuerteilt und das ihm Verhältnisse und äußere Einrichtungen vollends entzogen hatten.

„Vorläufig lassen wir alles, wie's ist“, erklärte Herr Luž beim Mittagessen. „Meinen Hund will ich aber dann doch haben. Der Stall wird bis zum Herbst ja wohl von selbst leer; denn Lehmann sorgt schon in einer Weise dafür, daß ein Kaninchen ums andere ins Jenseits befördert wird.“

Aber es kam ganz anders. Als die Kaninchen zu wirklich prachtvollen, riesigen Exemplaren gediehen waren, die selbst des Verwalters strenges Auge erfreuten — geschah ein Unglück: die verriegelte Türe neben dem Apfelbaum, die nach der Wiese hinausführte, war durch einen Zufall offen geblieben. Ein großer Hund, der während der Nacht sich von der Straße hergemacht, hatte das dünne Drahtgeflecht zerreißen können und war in den Stall eingedrungen. Alle fünf Kaninchen fielen ihm zum Opfer. Als Lehmann am Morgen daherkam, sah er, was geschehen. Da lag das eine der prächtigen, blutig, zerzaust, zwischen den Salatstauden, das andere war bis zum Haselstrauch hinuntergezerrt worden und lag da ohne Kopf in einer Blutlache; die übrigen, die fand er draußen auf der eingezäunten Wiese, wo sie vergebens, zu Tode geängstigt, einen Ausweg gesucht hatten. Es war furchtbar, was da mit dem armen Burschen vor sich ging. Er wurde blaß wie ein Toter, sein ganzer, schwerer Körper zitterte, starr wurde sein Blick, und Schaum trat ihm vor den Mund. Er verlor die Mühe, die Pfeife und merkte es nicht. Der Wege nicht achtend, lief er durch die Gartenbeete, suchte überall die Büschel ausgeraufter Haare zusammen, die da herumlagen, und trug sie in den Stall zu den blutigen Leichen. Er warf die Arme in die Luft und stieß dabei sonderbare Laute aus, wie ein Tier in Schmerzen. Dann schlug er die Türe nach der Wiese hart zu und auch die Stalltüre. Er lief hinauf zum Verwalterhaus; er klopfte an keine Türe, trat ins Haus, ins Zimmer, wo Frau Luž beim Frühstück saß. Reden konnte er nicht, machte auch keinen Versuch dazu, sein Mund blieb weit offen in dem kreidebleichen Gesicht, und mit fordernder Gebärde deutete er hinunter nach der Unglücksstätte.

„Nun ist die Frage wenigstens entschieden, der Stall bleibt leer“, meinte Herr Luž ohne zu großes Bedauern später zu seiner Frau. Aber wieder hatte er mit Lehmanns liebeleerem Herzen und seinem tiefgehenden Leid und Kummer nicht gerechnet. Der war nicht mehr zu erkennen seit der Stunde des Mordes. Er aß und trank nicht mehr, kein Schlaf kam in seine Augen. Fortwährend schob er den angefangenen Sarg zur Seite, schleuderte das Werkzeug fort, lief

aus der Werkstatt und rannte hinunter zum leeren Stall. Als der Meister ihm das verwies, wurde er rebellisch und fing an zu toben. Er schrie, schlug mit den Armen um sich, gebärdete sich wie ein Toller, hatte alle Ruhe und alles Gleichgewicht verloren. Da sperrten sie ihn ein. Aber er rüttelte an den Fenstern, an der Türe drohte und wütete. Eine ganze Woche lang verweigerte er jede Nahrung, und eine ganze Woche lang schlief er nicht; er magerte ab, beinah von Stunde zu Stunde, und man fürchtete für seinen geringen, ohnedies zu kurz gekommenen Verstand und sein unnützes Leben. Aber plötzlich wurde er still. Das Toben hatte ein Ende; er fiel in heftiges Fieber, und wie tot lag er da, der einsame Bursche, der niemandem gehörte als der Anstalt und um den sich niemand kümmerte als die Anstalt.

Als jedoch die Fieber nachgelassen hatten und ins Verwalterhaus Bericht kam, es gehe besser, und man dürfe dem Kranken einen Besuch abstatthen, da redete die Verwalterin mit ihrem Gatten. „Siehst du,“ sagte sie, „es geht ja so verschieden auf der Welt. Gewöhnlich ist es der Starke, der dem Schwachen Tun und Gezeuge vorschreibt; hier ist es einmal umgekehrt, da schreibt ein Schwacher und Geringer dem Starken vor und zwingt ihm seinen Willen auf, ohne es zu wissen. Konzessionen müssen wir alle machen, bald an die Verhältnisse, bald an die Mitmenschen, bald ans Leben selbst. Wie wär's, wenn wir mit dem Hund noch warteten?“

Als seine Frau ausgeredet, stand der Verwalter auf. Dann holte er sein Rasierzeug und rasierte sich sehr sorgfältig, wie er das immer tat, wenn er stadtwärts ging. Am Abend desselben Tages brachte ein Bub von irgendwoher einen verdeckten, großen Korb; darin saßen zwei runde, weiße Kaninchen.

Am andern Morgen besuchte Frau Luž den Kranken, der da müde und matt auf seinen großkarrierten Kissen lag, und sagte zu ihm: „Lehmann, Ihr müßt recht bald gesund werden; es warten neue Kaninchen auf Euch drunter im Stall!“

Er horchte auf, sah sie an, wollte etwas sagen, schloß die Augen seiner Gewohnheit gemäß, brachte aber — auch seiner Gewohnheit gemäß — kein Wort hervor.

Aus „Sonderlinge“, Verlag von A. Franke, Bern.